Die ewige Braut.

Skizze von W. Emil Schröder.

Dünn und fein wie ein Spinngewebe hebt sich die Laufbrücke von Marseille gegen den tiefdunkelblauen Mittelmeerhimmel ab, dunkel und drohend steht gegen die purpurflammende sinkende Sonne die steile Klippe von Château d'If. Die letzten Fischhändler räumen schwatzend, scheltend ihre Eimer und Körbe fort. Ihre schaukelnden Schritte verhallen in den breiten Straßen, die auf den Hafenplatz münden. Vor der rot-weiß gestreiften Markise eines Kaffeehauses, unter der plaudernd Matrosen aus aller Herren Länder vor ihrem Glase Pinard sitzen oder aus schlanken Gläsern eisgekühlte Melange schlürfen, steht Yvonne Mercier. Ihre unwahrscheinlich großen dunklen Augen starren brennend über die Gäste hinweg zum Hafen hinunter. Bleiben an dem Massiv der Insel d'If haften.

Die in Marseille heimisch sind, lächeln über das schlanke Mädchen, das den lieben langen Tag auf dem Hafenplatz oder bei den Fischhändlern herumlungert und erst zu später Nachheimirrt wie eine verscheuchte Fledermaus. Sie wartet auf Marcel. Oh, er wird einmal kommen. Sie wartet schon seit vier Jahren auf ihn. Dort auf dem Landungssteg gab sie ihm an einem Novemberabend den letzten Kuß, ehe ihn das Boot an Bord der „Avenir" brachte, die ein Bataillon Jäger nach Oran trug. Seit jenem Tage blieb sie ohne Kunde von ihm. Sie hörte wohl aus Zeitungsnachrichten von den heftigen Kämpfen zwischen Chasseurs und Kabylen, aber immer lag um ihren Mund das gläubige Lächeln: Marcel kommt wieder.

Sie kannte bald die Schattenrisse aller Schiffe, die am Horizont auftauchten und sich unendlich langsam näherten. Hastig irrte ihr Blick über die Reisenden, die das Fallreep verließen oder von großen Schiffen in kleinen Booten an Land gefahren wurden. Hin und wieder kam wohl ein Trupp Jäger aus Afrika zurück, aber Marcels lachendes Gesicht mit dem kleinen braunen Bärtchen und den blinkenden schwarzen Augen war nicht unter ihnen. Das ewige Warten wurde schleichendes Gift, das den Verstand zersetzte, verlockende Bilder heraufbeschwor. Yvonne führte oft wunderliche Reden; ihren wenigen Freundinnen, die sie mit Beharrlichkeit neckten und ihr raffiniert erfundene Liebesabenteuer Marcels mit Beduinenmädchen vorgaukelten, las sie aus dem Gedächtnis glühend überschwängliche Liebesbriefe vor, die sie nie erhalten.

Ihr Vater sah besorgt den Verfall ihrer blühenden Jugend, ihres Verstandes. Er quälte sein Kind nicht mit Fragen, sondern er tröstete es Tag für Tag. Es gab kaum noch Heilung. Als er eines Tages einen Brief erhielt, der an Yvonne gerichtet war und ihr schonungslos den Tod Marcels bei einem Kabylenangriff mitteilte, warf er den Brief weinend ins Feuer. — —

Yvonne wartet. Sie wendet langsam die dunklen Augen geblendet dem vollen Kaffeehause zu — ihr Herzschlag stockt, dann bricht ein heller, schwingender Schrei von ihren Lippen, der alle Gäste aufschreckt: „Marcel! Marcel!"

Dort sitzt er, das Käppi aus dem geröteten Gesicht in den Nacken geschoben und redet auf einen anderen Kameraden ein. Yvonne fliegt wie ein Vogel an runden Tischen, Melangegläsern, erstaunten Gästen vorbei, schlingt unter Lachen und Weinen ihre überschlanken Arme um den Hals des verdutzten Soldaten, küßt ihn, der in anfänglicher Verwunderung alles über sich ergehen läßt. Dann will er sanft die Hände von seinem Halse lösen. Oh, leicht gedacht! Diese Arme sind erfüllt von der Kraft kindlichen Glaubens, gehärtet im Feuer endlosen Wartens. Mitleidig streicht seine Hand über ihre geröteten Wangen. Aufsehen zu erregen, ist ihm peinlich; „Garçon!" Er blinzelt dem Kameraden verständnisvoll zu, zahlt seine Zeche und verläßt den Raum, verfolgt von staunenden, spöttischen und boshaft lächelnden Gesichtern.

Yvonne hängt sich schwer in seinen Arm, bleibt stehen, reißt ihn an sich. Er zögert — er will sie von sich stoßen, ihr sagen: „Ich bin Benoît Moreaux, ich bin nicht Marcel!" Aber dieser unirdische Glanz großer Augen schließt ihm den Mund, und willenlos läßt er sich von ihr in die Rue Schaunard führen, halb im Traum schreitet er in die Stube, drückt einem hageren Mann mit fast weißem Haar die Hand. Der raunt ihm ins Ohr: „Sagen Sie zu allem ja!"

Moreaux begreift: es ist eine Schwachsinnige. Bald sitzt er am Tisch zwischen den beiden. Yvonne plaudert ununterbrochen, lacht hell auf, gießt immer wieder Moreaux das Glas voll mit würzigem Château Lalande. Er aber kann nicht lachen. Sein Blick schleicht zur kleinen Pendeluhr auf dem Kaminsims. Ihm schmeckt weder Essen noch Trinken. Auch die winzige Hoffnung auf ein flüchtig galantes Abenteuer ist verflogen. Ob er in Oran war? Moreaux nickt. Und darf erzählen, bis dem alten Mercier fast die Augen zufallen. Der entschuldigt sich mit Müdigkeit und wankt in seine Kammer.

Yvonnes glückseliges Auge folgt ihm. Sie rückt näher zu Moreaux, sitzt bald auf seinem Knie, schmiegt ihre Wange an die seine, sucht seinen Mund — Moreaux setzt sie sanft von seinem Schoß. Er schluckt krampfhaft Bitterkeit und Scham hinunter, — das Bild der sanften Béatrice aus der Bretagne steht vor ihm —, und wie zu diesem Bilde der Erinnerung gewendet, sagt er heiser:

„Ich bin nicht Marcel — ich bin ein anderer. Ich bin — Benoît Moreaux."

Alles Blut gerinnt in Yvonne, ihr Blick wird gläsern — schlaff läßt sie seine Hand fahren — und lacht — lacht — welch köstlicher Scherz! Er — nicht Marcel — er — Benoît Moreaux! Der Vater steht im Türrahmen, ein Gespenst in weißem Nachthemd, mit schlohweißen Haaren, die ein leichter Luftzug bewegt. Langsam, unhörbar kommt er ins Zimmer. Yvonne sieht ihn nicht — sie sucht das Meer, findet es im Dunkel nicht. Schmerzliche Erkenntnis bricht falb über ihre Züge, sie schrumpft ein, wird alt, grau, klein:

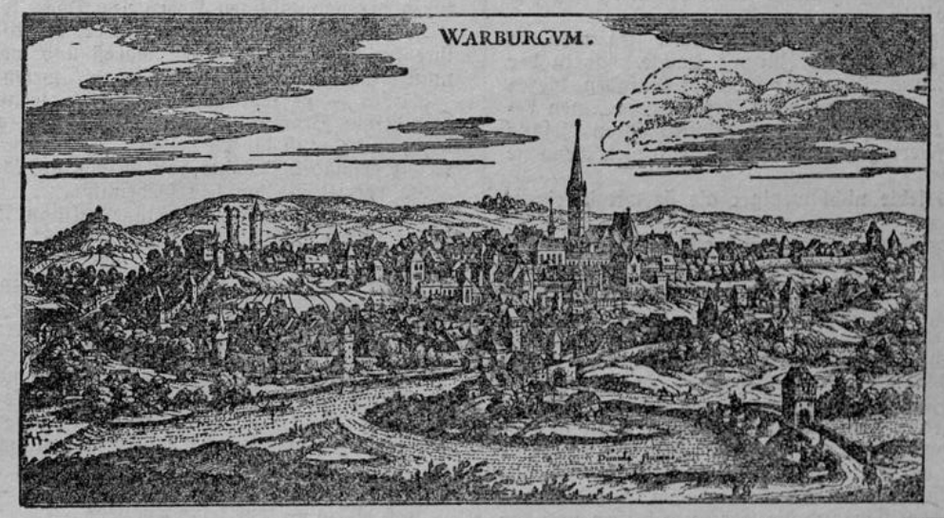
„Ich — ewige Braut!"

Die Ursache der letzten Erdbeben.

Die ganz ungewöhnliche Häufung von Erdbeben im Laufe der letzten Zeit und insbesondere dieses Jahres hat die Gelehrten veranlaßt, eine Erklärung für diese Naturerscheinung zu suchen. Zahlreiche seit Jahren angestellte Untersuchungen zeigen, daß eine Bruchlinie in der Erdoberfläche von San Francisco durch den Atlantischen Ozean, Mitteleuropa, Turkestan bis nach Japan verläuft. Das Vorhandensein solcher Bruchlinien, die auf die fortschreitende Abkühlung der Erde und die dadurch hervorgerufene Schrumpfung ihrer Oberfläche zurückgeführt werden, wurde von der geologischen Wissenschaft seit langem angenommen. Insbesondere hat der Leiter des Russischen Geologischen Instituts und Museums in Moskau, Professor Muskaythoff, sich mit dieser Frage beschäftigt und ist dabei zu interessanten Ergebnissen gekommen. Er ist auf Grund eingehender Untersuchungen und mehrerer Forschungsreisen, die er zum Teil selbst geleitet hat, zu der Ueberzeugung gelangt, daß die zahlreichen Erdbeben der letzten Jahre auf ein Abgleiten Indiens und Afrikas nach Norden, also auf Asien und Europa zu, zurückzuführen sind. Nach ihm bilden das Erdbeben von San Francisco 1906, das Beben von Messina, die Erschütterungen in der Krim im Laufe dieses Jahres, in Armenien, ferner die letzten Erdbeben bei Samarkand in Turkestan eine zusammenhängende Kette, die mit den zahlreichen und verheerenden Beben in Japan abschließt. Professor Muskaythoff hat zur Prüfung seiner Theorie eine Reise nach Turkestan unternommen, wo er feststellen konnte, daß Formationen, die gewöhnlich tief im Innern der Erde liegen, über solchen Schichten lagen, die man sonst an der Erdoberfläche zu finden pflegt. Die Annahme des russischen Gelehrten wird übrigens von dem englischen Wissenschaftler Sir Richard Gregory bestätigt, der in der Lage zu sein glaubt, eine große Erdbebenkatastrophe für die nächste Zeit vorauszusagen. Sir Richard erklärte: „Die Erfahrung hat gezeigt, daß auf einer Reihe leichterer und mittlerer Erdstöße, wie wir sie in den letzten Monaten gehabt haben, ein schweres Beben mit größter Wahrscheinlichkeit zu folgen pflegt. Zahlreiche leichtere Stöße sind fast immer die Vorboten eines Bebens von ganz besonderer Heftigkeit. Der Umstand, daß im Laufe der letzten beiden Jahre die Zahl und Häufigkeit der Erdstöße immer zugenommen hat, läßt mich annehmen, daß ein großes Erdbeben in nicht ferner Zeit eintreten wird." — Die großen Weltstädte wie New York, London, Paris, Berlin, liegen glücklicherweise außerhalb der vermutlichen Gefahrzone, wenn es auch nicht ausgeschlossen erscheint, daß in ihrer Umgebung ganz leichte Erdbewegungen beobachtet werden können. ×

Warburger Warte

Beilage zum Warburger Kreisblatt — Erscheint zweimal wöchentlich — Druck u. Verlag des Warburger Kreisblattes



Geeignete Beiträge willkommen. — Nachdruck der Originalbeiträge verboten. — Schriftleiter: Paul Quick, Warburg.

Nr. 87 — 9. November 1927 — 2. Jahrgang

Als ich noch Prinz war...

Roman von Paul Hain.

(5. Fortsetzung) Urheber-Rechtsschutz Verlag Oskar Meister, Werdau Sa. (Nachdruck verboten)

Wie konnte das alles so schnell kommen? Es war mit einemmal eine Sehnsucht in ihr, dem Manne an ihrer Seite mit der Kinderhand über das Haar zu streichen, ihm mit einer lieben Bewegung gut zu sein. Zum erstenmal in ihrem Leben empfand sie die Liebe eines Mannes — zum erstenmal empfand sie das bange, süße Glück, einem Manne Zärtlichkeit schenken zu wollen.

„Anita —"

Er sagte es ganz leise.

„Sie müssen mich verstehen —"

Und ihm war, als ob all sein bisheriges Leben mit einem Schlage erloschen war. Er mußte es geträumt haben. Es war vorbei. Das alles war eine Unwirklichkeit gewesen. Jetzt erst war alles Wirklichkeit.

Und Wirklichkeit war es, daß Anitas Hand wie ein weicher, warmer Hauch nun über sein Haar strich in einer fremden Zärtlichkeit. Und Wirklichkeit war es, daß ihre Blicke nun ineinanderruhten, von gleicher Sehnsucht bezwungen, die sie beide alles ringsherum vergessen ließ, bis auf das eine, daß sie hier allein im Schatten der Bäume saßen und daß ihre Herzen wie in einem gleichen Blutschlag pochten.

„Anita —"

Still sah sie ihn an. Ihr Gesicht schimmerte aus der Dunkelheit in einer bezaubernden, ergebenen Sanftheit. Aber nun war wieder das Lächeln darin, jenes Kinderlächeln, das in ein Wunder zu sehen vermeint.

Die Lippen öffneten sich kaum merklich. Ein Stück der weißen Zahnreihe leuchtete.

„Anita —"

Da schlossen sich die Lider über dem Glanz ihrer Augen und die Lippen warteten still und durstig der Erfüllung entgegen.

Der Prinz beugte sich vor.

Trank den Anblick ihres Gesichts, das sich in dieser Minute mit all seiner reinen Schönheit ihm schenkte, ihm ganz allein, und dann berührte sein Mund die geöffneten Lippen wie eine heilige Köstlichkeit.

Sie seufzte leise unter diesem Kuß.

Ein Zittern lief kaum merklich durch ihren schlanken Körper.

„Anita —"

Sein Flüstern glitt über sie hin.

„Deine Lippen sind wie Blütenblätter am Abend —"

Da schlug sie die Augen auf. Ganz nahe war sie ihm. Es war, als gehe ein Erwachen traumhaft durch sie und erst jetzt hätte sie seinen Kuß im Blute gefühlt.

Sie hob die Arme. Schlang sie um seine Schultern. Ein tiefer Atemzug hob ihre Brust.

Und dann wurde das Lächeln um ihren Mund tiefer, glücklicher, seliger, wurde zu einem frohen, lautlosen, jubelnden Ausdruck seliger Berauschtheit.

„Du —"

Fest hielt er sie an der Brust.

Dies allein war Wirklichkeit. Was hinter ihm lag, es war niemals gewesen!

„Ferdi —"

Das Wort fiel wie ein glühender Funke in sein Herz. Heiß lagen ihre Lippen aufeinander.

Leise rauschten die Bäume über ihnen.

Zahllos flimmerten die Sterne.

Die Musik, die klar durch die Nacht tönte, spielte Griegs schmerzlich-schönes Nocturno in Moll, das alles Weh und alle Seligkeit des Menschenherzens klingend in sich eingefangen hat.

6.

Frau Wielandt hatte so ihre Gedanken. Wenn Anita des Abends nach Hause kam, mal später, mal etwas früher, oder des Sonntags nachmittags „spazieren" ging, so war eine Leichtigkeit und Fröhlichkeit in ihrem Wesen, die der Tante nicht entging. Und es kam manchmal vor, daß Anita gar nicht hörte, was die Tante zu ihr sagte, und heftig errötete, wenn diese sich darob verwunderte. Dann wieder konnte es geschehen, daß sie ihr mit Plötzlichkeit um den Hals fiel und wie jubelnd ausrief:

„Ach, Tante — ist der Sommer nicht wunder-, wunderschön?"

Kein Wunder also, wenn Frau Wielandt so ihre Gedanken hatte. Und da sie mit ihren einigen sechzig Jahren auch ihr gut Teil Menschen- und Lebenskenntnis besaß, und wohl niemanden so gut kannte wie ihr Mädel, so dachte sie sich halb wehmütig, halb behaglich: Da ist also nun auch ihre Stunde

gekommen. Was soll man dagegen tun? Der Himmel gebe, daß sie keine Enttäuschungen erlebt.

Sie verriet nichts von ihrem Wissen, denn sie war eine kluge Frau. Eines Mädchens erste Seligkeit will ein Geheimnis bleiben — das war wohl schon zu ihrer Zeit so und würde immer so bleiben. Da mußte man abwarten und gut achtgeben und stille sein. —

Anita war ganz erfüllt von ihrem Glück. Es war ein Glück, das noch nicht an die Zukunft dachte, das in der Gegenwart blühte, und Anita war froh der Stunden, die es ihr schenkte. In diesen Tagen hatte ihre Stimme einen besonderen, vollen Klang erhalten, der durch ihren Gesang läutete wie eine Feiertagsglocke. Und sie sang viel, wenn sie allein war.

Karl Ferdinand lebte nicht weniger als sie wie in einem Rausch.

Ach, wie weit lag Wien! Wie weit lag die Vergangenheit! Er dachte überhaupt nicht mehr daran, zur Post zu gehen und sich möglicherweise eingegangene Briefe abzuholen, nachdem in den ersten Tagen seiner Uebersiedlung zum „Hohlen Stein“ nichts eingetroffen war. Offenbar entbehrte man ihn also zu Hause nicht. An seine Mutter hatte er wohl einige Kartengrüße geschickt aus der Umgegend — zu ihr hatte er immer eine tiefe Zärtlichkeit gehabt. Sie war dem Erzherzog keine „ebenbürtige“ Gemahlin gewesen — war nur eine einfache Komtesse gewesen, als sie heiratete. Aber der alte Kaiser Franz Joseph, der sich niemals unempfänglich für Frauenschönheit gezeigt hatte, hatte mit einer großen, majestätischen Geste damals eingegriffen und die Ehe gutgeheißen und der jungen Frau und ihren künftigen Kindern einen Namen verliehen. Das alles war lange her. Ob die Ehe eine Enttäuschung war oder nicht — Karl Ferdinand wagte niemals, sich recht über diese Dinge nachzugrübeln. Und — es hätte wohl auch wenig Sinn gehabt. Der Erzherzog war ein Mann, der wie mit einem Visier vor dem Gesicht durch das Leben ging. Im Hause galt nur s e i n e Stimme. Streng, verbittert, eigenbrödlerisch, hielt er die Zügel in der Hand, und es war Karl Ferdinand immer verwunderlich erschienen, wie dieser Mann einmal hatte jung sein und durchaus eine Komtesse zur Ehe liebsten hatte begehren können. Die Mutter aber war eine stille, genügsame Frau, die alle Liebe auf den Sohn schüttete und die Strenge des Vaters zu mildern suchte, wo es nur ging, wiewohl sie damit oft genug dessen Zorn erregte.

Wenn die Mutter wüßte, was ihn hier festhielt — so dachte Karl Ferdinand wohl flüchtig — sie würde ihn wohl verstehen können. Menschlich verstehen. Ihr war der Hochmut und Kastendünkel fremd — und diese Eigenschaft war, so fand der Prinz, wohl das beste Erbteil, was sie ihm mit auf den Lebensweg hatte geben können.

Aber er hatte wahrhaftig nicht viel Zeit, jetzt sonderlich darüber nachzudenken. Er war Ferdi Branzell — und nichts weiter! —

Und — heute würde er mit Anita in das Kurtheater gehen, um endlich den „Orpheus“ zu sehen. Anita freute sich darauf wie auf ein seltenes Geschenk. Es kam nicht häufig vor, daß sie sich einen Theaterbesuch leisten konnte. Karl Ferdinand hatte zwei Logenplätze besorgt. Nun ja — eine musikalische Glanzleistung würde er ja kaum erleben, er war gewiß bessere, vollkommenere Darstellungen gewöhnt, als sie das kleine Stadttheater zu bieten vermochte. Aber war das die Hauptsache? Der Prinz verneinte diese Frage ganz entschieden. Die Hauptsache war: Die blanken Augen Anitas zu sehen, wenn sie der Vorstellung folgte! Ihren dankbaren Händedruck zu fühlen. Und mit ihr zusammenzusitzen und sich von den Offenbachschen Melodien einspinnen zu lassen, und immer wieder die G e m e i n s a m k e i t des Erlebens zu genießen. —

Vor dem Theater trafen sie sich.

Anita konnte in einer kostbaren Toilette von Drécoll nicht reizvoller aussehen als in dem einfachen, selbstgemachten Festkleid aus taubefarbener Seide, das ihre graziöse Jungmädchenerscheinung wie eine Köstlichkeit umhüllte. Eine feine Röte leiser Befangenheit und verstohlener Innigkeit gab ihrem Gesicht, dem schlanken Hals und dem leicht gebogenen Nacken einen unwahrscheinlichen, perlmutterfarbenen Glanz.

Dann saßen sie in der Loge.

Die Lampen erloschen. Das Spiel begann.

Man mußte es dem Regisseur lassen, daß er alles getan hatte, was er mit den beschränkten, ihm zur Verfügung stehenden Mitteln tun konnte, um der Vorstellung Niveau zu geben. Die besten Sänger und Sängerinnen waren herausgestellt, die das Theater zur Verfügung hatte.

„Nett,“ sagte Karl Ferdinand nach dem ersten Akt.

Anita nickte eifrig. Sie war hingerissen von dem Spiel. Ohne ihre kritische Betrachtungsweise dabei zu verlieren. Sie wunderte sich selbst, wie genau sie jede Nüance der Darsteller im Vortrag, jede gesangliche Feinheit bemerkte. Die Musik der Spieloper war ihr nicht fremd. Sie hatte sich in den Tagen vorher eifrig mit Partiturauszügen des „Orpheus“ beschäftigt. Anton Wielandt hatte ja fast sämtliche Partituren der gangläufigen Opern und Operetten hinterlassen.

Der Prinz war ehrlich verwundert im stillen, wie treffend ihre kritischen Aeußerungen waren und was für ein hohes musikalisches Verständnis aus ihren Worten sprach.

„Anita — es wär' schade, wirklich, wenn du nicht mehr aus deiner Stimme machen würdest. Es geht ja nicht anders — ich muß dir da helfen. Du bist doch zweifellos für Musik begnadet. Woher hast du das nur?“

Da verriet sie ihm das Geheimnis.

„Mein Vater war der Sänger Anton Wielandt — von dessen Ruhm einst die Welt voll war —“

Sie sagte es träumerisch vor sich hin.

„Du wirst dich vielleicht seiner nicht erinnern, Ferdi — es ist immerhin eine Weile her — viele Jahre —“

Er schloß die Augen in kurzem Erschrecken.

Wielandt? Anton Wielandt?

Mein Gott — den hatte er doch selbst noch singen hören. In der Wiener Hofoper. Lang, lang war's her. Er entsann sich sogar: Sein Vater hatte ihn selbst einmal zu Gast geladen auf eine Festlichkeit. Er wurde um einige Lieder gebeten — und die Frauen waren damals rein vernarrt in den Mann. Ein Sänger von Gottes Gnaden — ja!

Und Anita — war seine Tochter?

Seltsame Schicksalsfäden — —

Bevor er noch antworten konnte, war die Pause zu Ende — der Theaterraum verdunkelte sich wieder — der nächste Akt begann. Karl Ferdinand wollte Anita nicht in ihrer Aufmerksamkeit stören — aber seine Neugierde war aufs höchste erregt. Er mußte nachher mehr hören, sie mußte ihm alles erzählen. Das war ja ein seltsam schicksalshaftes Zusammentreffen. —

Leicht und anmutig tönte die graziöse Musik des Orchesters. Ja, der gute, alte Offenbach hatte ein feines Ohr für Melodien gehabt. Und reizvoll die graziöse Ironie, die er über die einzelnen Gestalten warf.

— Ach — da war wieder so eine Stelle in der Partitur.

Der Prinz zuckte unmerklich zusammen. Unwillkürlich wandte er den Blick von Anitas Profil, um nicht vielleicht von ihr angesehen zu werden. Gerade jetzt — da auf der Bühne jene lustige, coupletartige Episode gesungen wurde, deren feinste Zeile eben mit lachendem Humor von des Sängers Lippen tönte in der koketten Endkoloratur:

„Als ich noch Prinz war — in Arkadien — —“

Die Röte stieg ihm ins Gesicht.

„Als ich noch Prinz war — — —“

Mit jungenhafter Lustigkeit wiederholte der Sänger diese Stelle.

Karl Ferdinand biß die Lippen zusammen. Nur jetzt nicht Anita ansehen! Ihrem reinen Blick begegnen!

Gott sei dank — die Musik floß weiter. Die Handlung rollte weiter ihrem Ziel zu. Die verräterische Melodie war vorüber. Langsam ebbte die Erregung in ihm ab. —

Dann sank wieder der Vorhang. Beifall knatterte durch den Raum. Die Darsteller mußten einigemale an die Rampe, für den Applaus dankend.

Die große Pause war da.

Anita bat, in der Loge bleiben zu dürfen. Sie fürchtete sich, vielleicht von einem Bekannten draußen im kleinen Foyer gesehen zu werden. Eine törichte, echt mädchenhafte Furcht — sie wußte es selbst — aber sie war eben da.

„Es ist ja hier viel hübscher,“ sagte sie.

Der Prinz nickte. Es war ihm recht so.

„Ich werde für eine kleine Erfrischung sorgen. Der Diener draußen kann sie bringen. Einen Augenblick, Lieb —“

Er glitt durch den hinteren Vorhang, öffnete die Tür — der Diener war nicht da. So machte er sich selbst auf den Weg, um im Foyer etwas zu holen — eine halbe Flasche Champus — das war sicher ein großer Leichtsinn, würde Anita sagen — und etwas Eßbares.

Er eilte wieder zurück. Im Logengang begegnete er einem Herrn, der bei seinem Anblick sichtlich stutzte, sich sofort Haltung gab und korrekt vor dem Prinzen verneigte, der ihn überrascht ansah.

„Hoheit —“

(Fortsetzung folgt)

Die Kur.

Groteske von Alfred Semerau.

Als Frank Hellberg sich eines Abends durch drei Zeitungsspalten hindurchgegähnt hatte, stutzte er bei der vierten so plötzlich, daß seine Frau ihn neugierig ansah: „Was gibt es denn?“ Doch Frank starrte, ohne sie zu hören, vor sich hin.

Robert F. Bing heute gekommen! Wenn solch ein Mann von „drüben“ kam, ging's immer um Millionen Dollars und Pläne, gigantisch wie die Geldmacht, die hinter ihm stand. Ein Opernhaus mit 20 Stock, ein Kino für 15 000 Menschen, ein Theater mit drei Schiffen wie eine Riesenbasilika, wo drei Vorstellungen zugleich stattfinden sollten. Bing, der 30 Jahre in Stahl, Kohle, Oel gearbeitet hatte, brach jetzt in das Reich der Kunst ein, und wenn er mit seinen Dollarheeren heranzog, war der Sieg gewiß. Warum sollte er, Hellberg, bei dieser Schlacht nicht auch ein Stück Beute erobern? Hatte er nicht ein Dutzend Manuskripte liegen? Dramen, Komödien, alles Neuland! Frank, von der großen Nachricht wie gebannt, sprang endlich auf, lief hin und her: „Wie an diesen Mann herankommen? Ich muß mir mal was überlegen, Lissi!“ — Damit war er auch schon fort.

Der Abendwind trieb ihn rasch aus seiner stillen Straße in eine breite Lichtbahn mit strahlenden Schaufenstern, Menschengedränge und Wagenlärm. Plötzlich weitete sich vor ihm ein Platz, auf dem große elektrische Birnen über eine gelbe Fassade „Grand-Hotel“ malten. Dort, im ersten Stock, wohnte irgendwo Bing. Während Hellberg über den Platz geschoben wurde, zerfloß ihm Bing, den er so lange fast körperlich vor sich gesehen, zu einem Schatten, und auf einmal wurde ihm klar, wie wenig er eigentlich von ihm wußte. Bald saß er in einem Kaffee bei einem Pack Zeitungen, die alle von dem „Dollarkönig“ erzählten. Da hieß es bunt durcheinander: Harmonische Ehe mit Ellen Sanderson, Tochter des Bierkönigs von Chikago! Haus in der Park Avenue, von dem berühmten Bables erbaut, ein erlesenes Museum der Kunst! Keine direkten Erben! Das Riesenvermögen fiel einmal an Neffen und Nichten! Bing zahlt 8 Millionen Steuern! Kein Glück aber vollkommen: der große Mann litt dauernd an der Leber. Alle Kapazitäten waren schon konsultiert. Ohne Erfolg. Immer war Bing auf der Suche nach neuen Mitteln. — Frank trank mechanisch seinen Kaffee und versank in tiefe Gedanken, plötzlich rief er: „Ober! Briefpapier und Tinte!“

„Was gibt's heute, Gött?“ fragte Bing grämlich seinen Sekretär, als der andern Tages mit der Post kam. „Machen Sie's kurz. Ich hatte eine schlechte Nacht.“ Zerstreut hielt er die Hand leise auf der rechten Bauchwand, hinter der sein Martyrium ihn durch Druck und Schmerz an seine enge Verbindung mit der niedersten Menschlichkeit erinnerte. „Schon gut. Nichts Wichtiges.“ Er hob verabschiedend die Hand. Aber Gött hielt ihm noch einen Brief hin: „Hier, privat für Sie! Ein Mittel für die Leber!“ Bing wehrte ab: „Alles umsonst!“ Doch nahm er das Blatt und murmelte beim Lesen: „Kein professioneller Arzt! Die hab' ich auch satt. Mittel selbst probiert. Hm! Wenn überhaupt noch Hoffnung, hilft's bestimmt. Das sagen alle. Nun, schaden kann mir nichts mehr. Lassen Sie den Mann um fünf kommen.“ — —

„Wast hast du nur? Sowie du auf der Treppe einen Schritt hörst, fliegst du heraus“, sagte Lissi kopfschüttelnd. „Erwartest du denn was?“ Frank nickte: „Ja, aber frag' mich nicht. Später sollst du's hören.“ Dann studierte er in zwei Wälzern des Konversationslexikons weiter. Endlich schrillte die Klingel. Eine Depesche! Nur eine Zeile! Sie tanzte vor Franks Augen. Triumphierend steckte er das Blatt zu sich, ging zu Lissi, die gerade das magere Mittagsmahl zubereitete, und fragte bewegt: „Weißt du, was die Leber ist?“ Als sie lachte: „Für uns ein seltenes Sonntagsgericht!“ hob er ernst und lehrhaft den Finger: „Die Leber ist die größte Drüse des Körpers und von höchster Wichtigkeit, weil sie in naher Beziehung zu fast allen chemischen Prozessen des Organismus steht. Da staunst du, was?“

Um fünf stand er im Grand-Hotel. Ein Empfangsherr, ganz wie ein hoher Diplomat, betrachtete verwundert und herablassend den dürftig gekleideten Ankömmling, doch als Frank kühl erklärte, daß ihn Bing erwarte, eilte der tadellose Gehrock beflügelt zu Gött. Bald stand Frank, nach der großen Spannung der letzten Stunden, ganz ruhig vor Bing, der ihn kalt musterte und, nicht gewillt, sich ohne weiteres einem Unbekannten auszuliefern, seine Fragen stellte, die sachlich kurz beantwortet wurden. Franks Mittel, eine Mischung verschiedener Tees, altes Familiengeheimnis, war dreimal täglich zu nehmen, und in dieser Zeit mußte sich Bing frei von Geschäften halten und in steter Bewegung sein. Frank nahm ein Blatt und zeichnete mit Bings Goldstift die Leber und ihre Umgebung, erläuterte alles so klar, daß der große Mann mühelos folgen konnte, und deutete auf Bings rechte Bauchwand: „Da sitzt es. Leberanschoppung!“ — Bewegung fehlt ihm, nur das! dachte Frank.

Bing entfaltete eins der kleinen Teepäckchen, Portionen für eine Tasse, die Frank vor ihn gelegt. Ein süßherber, angenehmer Duft stieg auf. „Beginnen Sie gleich heute. Wann stehen Sie früh auf? Um halb Acht? Ich bin dann hier, um mit Ihnen die Bewegungen zu üben.“ Ehe Bing antworten konnte, war Frank schon fort. —

Der große Mann schlief besser und nickte Frank freundlich zu, als er morgens kam. Erst ging's durch die vier Zimmer Bings gemächtlich hin und her, dann folgten leichte gymnastische Uebungen, zum Schluß wieder das Auf und Ab. Bing, der zwanzig Jahre im Klubsessel und Auto verbracht hatte, spürte eine angenehme Mattigkeit und zeigte leises Rot auf seinem lebergelben Gesicht. Während dieser Stunde erfuhr er, daß sein junger Helfer allerlei schrieb. Brotarbeit! Bing nickte. Er hatte auch mal in einem kleinen Ledergeschäft gefrönt. Aber Frank schrieb noch anderes, und darin gab er Kraft, Geist, Herz hin. Doch damit hatte er kein Glück. Ein halbes Dutzend seiner Stücke war im Staub der Theaterarchive versunken.

Nach einigen Tagen lobelte Gött an Ellen Bing: „Neue Kur begonnen. Besserung scheint anhaltend.“ Der große Mann ging freier, leichter, und das Blut rann frischer, rascher durch seinen sechzigjährigen Leib. „Der junge Mensch hat mir nichts vorgemacht!“ sagte er befriedigt zu Gött. Frank teilte die Mahlzeiten Bings und sorgte streng dafür, daß genau nach seiner Vorschrift nur milde, reizlose Speisen auf den Tisch kamen. Der Empfangsherr begrüßte ihn wie einen Minister, der zur Denkmalsweihe kommt. Die servierenden Kellner, die ihn erst durch ihre Hoheit außer Fassung zu bringen versucht hatten, bedienten ihn wie Bing selbst.

Währenddessen rauschte es im Blätterwald der Zeitungen immer lauter. Was tat dieser kleine, unbekannte Dichterling immer bei dem großen Mann? Wie kam er dazu, mit Robert F. Bing zu speisen. Reporter belagerten die Halle des Grand-Hotels. Doch Gött schwieg, der Empfangsherr stand selbst vor einem Rätsel, und Frank lächelte nur vielsagend. Als der erste Artikel erschien, fragte Lissi verblüfft und zaghaft zweifelnd: „Bist du das etwa?“ Frank nickte: „Ist das nicht deutlich genug? ... Der junge Schriftsteller, der noch mit keiner größeren Arbeit hervortrat?“ — „Ja, aber ...“ sagte sie endlich und zog ihn an den Ohren, „ja ... aber.“ Und nach einem Strom von Vorwürfen, den er widerstandslos über sich ergehen ließ, mußte er erzählen. Aber von der Kur sagte er kein Wort. Lissis Augen wurden immer größer. Ein Mul—ti—millionär ... und Frank bei ihm! „Ich begreife aber immer noch nicht, wie du zu ihm gekommen bist!“ warf sie kopfschüttelnd ein. — „Das erzähle ich dir auch noch mal. Später! Siehst du, Lissi, darauf kommts an!“ Er tippte auf seine Stirn. „Eine Drogistenrechnung von sieben Mark! Das ist alles!“ Er lachte. „Und Bing kann jetzt schon fast laufen!“ Dann kramte er in seinem Schreibtisch. Nachmittags spielte er dem großen Mann seine Komödie „Pans Trommel“ vor. Sie wurde mit aller Macht gerührt und führte eine in Zivilisation verkommene Welt wieder zur Natur zurück. Bing lachte herzlich über dies Wetterleuchten von Geist und Witz und sagte: „Das nehme ich für mein Theater mit!“ Am Tag der Abreise des großen Mannes holte Frank einen dicken Wälzer und schlug ihn vor Lissi auf. „Hier!“ sein Finger glitt über eine Zeile, „ist der Quell unseres Glückes!“ Lissi laß verdutzt: „Die Leber ...?“ Frank nickte: „Und hier“, er breitete zärtlich einen Scheck vor sie hin, „rauscht der Quell vernehmlich vor unserem entzückten Ohr!“